

Die Clematianische Inschrift eine Fälschung?

Autor(en): **Lehmann, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **26 (1927)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-113866>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Clematianische Inschrift eine Fälschung?

Von

Paul Lehmann.

Es ist ein Wagnis, ohne Epigraphiker zu sein, einem Forscher von den Verdiensten und den Erfahrungen E. A. Stückelbergs entgegenzutreten. Ich erkühne mich dazu, weil ich, zufällig auf Stückelbergs Aufsatz in der Basler Zeitschrift XX 368 ff. stoßend, bei der völlig vorurteilsfreien Lektüre Bedenken wegen der paläographischen Würdigung bekam und mich als Schüler und Nachfolger eines der besten Kenner abendländischer Schrift, des 1907 verstorbenen Ludwig Traube, für verpflichtet halte, meine Zweifel und Ansichten zu äußern, zu begründen.

Hervorragende Epigraphiker des 19. Jahrhunderts: F. Ritschl, G.-B. de Rossi, F. X. Kraus und andere haben die in Köln gefundene Clematiusinschrift gerade im Hinblick auf die Schrift für unbedingt echt und antik, etwa aus dem 4./5. nachchristlichen Jahrhundert gehalten, Stückelberg sieht in ihr auf Grund von paläographischen Beobachtungen eine Fälschung des 12. Jahrhunderts.

Der Basler Gelehrte hätte meines Erachtens gut getan zu erwähnen, daß der Fälschungsverdacht schon längst von andern erhoben worden ist. Domaszewski wies die Inschrift dem 15. Jahrhundert zu und reihte sie im Corpus inscriptionum Latinarum unter die „Spuria“ (No. 1313) ein, Th. Ilgen¹⁾ sah in ihr eine im 17. Jahrhundert kopierte Komposition des 12. Jahrhunderts, A. Riese²⁾ hielt die erste Hälfte für ursprünglich, erklärte die zweite für eine „außerordentlich gut gelungene“ Fiktion karolingischer Zeit, wie schon Johannes Ficker³⁾ die Clematiusinschrift nicht für antik hat halten können. Auch das hätte

¹⁾ Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. XXX (1911) S. 241 ff.

²⁾ Bonner Jahrbücher. CXVIII (1909) S. 244.

³⁾ Altchristliche Denkmäler usw. im Rheingebiet, Straßburg 1909, S. 30.

aus der vielfältigen Literatur herausgehoben werden sollen, daß Dom Germain Morin⁴⁾ für die Echtheit des ganzen Stückes eingetreten ist und Erklärungsvorschläge gemacht hat, die Rieses und anderer Versuche erledigen.

Verdachtsmomente waren für Stückelberg erstens die außerordentliche Schönheit und verhältnismäßig große Regelmäßigkeit der Buchstabenformen und der ganzen Schriftverteilung. Es ist richtig, daß im 4./5. Jahrhundert die meisten epigraphischen Denkmäler in Gallien und Germanien viel barbarischer sind als das vorliegende Stück. Ist einem Steinmetzen der Rheinlande in jener Zeit solche Kunstfertigkeit zuzutrauen? Stückelberg verneint das. Ich erhebe da jedoch erst einmal die Gegenfrage: Sollte wirklich einem Fälscher des 12. Jahrhunderts eine so trefflich antikisierende Nachahmung gelungen sein? Antworten wir mit Ja, dann müssen wir annehmen, daß dieser Mann mit großer, erstaunlicher Geschicklichkeit ausgezeichneten Vorbildern gefolgt ist. Am Rhein könnte er nach Ausweis der gerade von Stückelberg betonten Rohheit der Epigraphik unter den altchristlichen Inschriften solche Muster kaum gefunden haben. Wir müßten auf nichtchristliche oder auf italienische Muster zurückgreifen und eine Nachahmungskunst behaupten, die sich nirgends durch Stilfehler verraten hätte. Freilich, Stückelberg glaubt, solche verräterischen Verstöße gegen die antike und altchristliche Epigraphik festgestellt zu haben. Er verweist (S. 370) auf die „mindestens ungewöhnlich zu nennende Ligatur der drei Buchstaben VVM in SVVM“, auf „die absolut unrömische Ligatur eines runden Buchstaben O mit einer senkrechten Hasta“, wie sie OR in CORPUS bietet. Nie habe man im Altertum „ein C, D, O, Q oder ähnliche Lettern mit der runden Seite an einen geradlinigen Buchstaben“ geschweißt.

Selbst wenn man nicht die Fülle der epigraphischen Originale und Reproduktionen heranzieht und sich nur auf E. Huebners „Exempla“⁵⁾ beschränkt, muß man sich über diese Behauptungen wundern. Die Ligatur von *uum* ist für antike Inschriften und Capitalishandschriften wohl denkbar. Wir kennen die Buchstabenverbindungen *um*, *un* und dergleichen

⁴⁾ Etudes, textes, découvertes, Maredsous 1913, p. 206 sqq.

⁵⁾ Auctarium Corporis inscriptionum latinarum, Berlin 1885.

(Huebner p. LXII), finden auch drei Buchstaben wie *unt* etc. ligiert. Ferner: Bogenverbindungen, Ligaturen von Rundungen und Geraden verzeichnen sowohl Huebner wie Cagnat⁶⁾ u. a. Die Bogenverbindung *or* ist in der Inschriftenschrift und in der Buchschrift sogar relativ häufig und erscheint ziemlich früh und lange, so daß es gut zu begreifen ist, wenn die Ligatur OR, namentlich in *orum*, zeitig in der mittelalterlichen Schrift auftaucht.

Am meisten Wert nun legt Stückelberg auf die R-Form in *Tartari*. „Frägt man weiter, wann diese Buchstabenform (OR in Ligatur) mag entstanden sein, so gibt die letzte Zeile die Antwort. Da ist in dem Worte *Tartari* das erste R zum Verräter geworden.— Geübt, ein N von romanischer Form mit einem gebogenen Duktus, der in einer Welle vom Oberende der geraden Hasta herabführt, zu meißeln, hat er (der Steinmetz) kein R mit horizontalem Stäbchen, sondern ein romanisches N, eine Majuskel, wie sie an Tausenden von Inschriften der Romantik vorkommt, gebildet. Die Clematiana wäre somit ein Produkt der romanischen Periode, bezw. des Hochmittelalters.“ Gewiß, dem R fehlt das Stäbchen, der obere Halbkreis geht nicht bis an die Hasta wie auf diesem Steine sonst immer. Aber Unregelmäßigkeiten sind bei keinem Steinmetzen etwas Auffälliges, zumal nicht gegen Ende der Arbeit; und in diesem einen Falle ist das R immer noch gut erkennbar. Ehe man aus dem, einem hochmittelalterlichen Zier-N einigermaßen ähnlichen, R der letzten Zeile Ursprung im 12. Jahrhundert erschließt, möge man bedenken, daß auch schon im Altertum oftmals (vgl. beispielsweise Huebner No. 37 und p. LXV, Cagnat p. 21) die Einschnürung des R nicht bis an die Hasta reicht.

So hat man meines Erachtens keinen einzigen guten Grund, die von den größten Autoritäten des 19. Jahrhunderts behauptete Echtheit des Kölner Clematiussteines anzufechten. Bleiben wir ruhig beim 4., spätestens 5. Jahrhundert. Ob die Inschrift in Wahrheit ein ursprüngliches Zeugnis für den Kölner Kult der 11 000 Märtyrerinnen gewesen ist, das ist ein ganz anderes Problem, auf das ich mich hier nicht einlasse.

(Eingesandt am 13. April 1926.)

⁶⁾ René Cagnat, Cours d'épigraphie latine. éd. 3. 1898.